

H A N S - G E O R G Z I E B E R T Z

Objektivität und Handlungsnormativität

Ein Dilemma der empirisch orientierten Praktischen Theologie?

Was soll „Praktische Theologie“ leisten? Soll sie nur eine empirische Bestandsaufnahme des kirchlich-religiösen Lebens liefern oder auch einen Beitrag zur normativen Orientierung des kirchlichen Handelns? Im Anschluß an Max Weber führt unser Autor, Professor für Praktische Theologie an der Katholischen Universität in Utrecht, in die aktuelle methodische Diskussion der empirisch orientierten Pastoraltheologie ein. (Redaktion)

„Objektivität“ ist ein mit der Wissenschaft eng verbundener Begriff. Objektivität ist zunächst kein Prädikat, womit einzelne Forschungsarbeiten im Sinne eines „mehr“ oder „weniger“ ausgezeichnet werden. Objektivität ist auch kein Prädikat, das zur Qualifizierung von Forschern dient. Objektivität ist vielmehr das Ziel wissenschaftlichen Arbeitens, woraus sich eine bestimmte Hinwendung zum Forschungsgegenstand ergibt. Wissenschaftliches Erkennen hat zum Zweck, trotz und gerade wegen aller Standortgebundenheit, den konkreten Gegenstand so adäquat wie eben möglich abzubilden. Das nehmen Kirchenhistoriker für sich in Anspruch, wenn sie die Geschichte des Christentums rekonstruieren, ebenso wie Exegeten, die die verschiedenen Redaktionsschichten in den Texten der beiden Testamente untersuchen. Dies gilt auch für die Praktische Theologie, wenn sie sich ihrem „Objektbereich“, der kirchlich-religiösen Praxis, zuwendet – ganz gleich im übrigen, ob sie dies mit Hilfe

qualitativer oder quantitativer Designs unternimmt. Was gefunden wird, soll der intersubjektiven Kontrolle zugänglich sein. „Intersubjektivität“ ist denn auch eine entscheidende Operationalisierung des Konzepts „Objektivität“. Wie gezeigt werden kann, ist dieser Anspruch insbesondere in einen Ansatz empirisch orientierter Praktischer Theologie eingegangen, die sich an einer Methodologie orientiert, die ihrerseits Objektivität und Wertfreiheit fordert. Nun wird aber von der Praktischen Theologie nicht nur Analyse und Deskription des kirchlich-religiösen Feldes erwartet, sondern, mehr noch als von anderen theologischen Subdisziplinen, daß sie Leistungen zur Handlungsorientierung erbringt – dies entspricht auch weitgehend ihrem eigenen Selbstverständnis. Aber kollidieren dann nicht „empirische Objektivität“ und „Handlungsnormativität“ miteinander? Allgemeiner gefragt: Wie verhalten sich Empirie und Normativität in einer empirisch orientierten Praktischen Theologie zueinander?

1. Wissenschaftscharakter der Praktischen Theologie

Eines der größten Mißverständnisse, die das Begriffspaar „Praktische Theologie“ hervorruft, ist die Ansicht, die Praktische Theologie zeichne sich gegenüber anderen theologischen Disziplinen dadurch aus, daß sie besonders „praktisch“ sei, wobei „praktisch“

unter Umständen sogar noch als ein Gegenbegriff zu „theoretisch“ aufgefaßt wird. Eine solche Charakterisierung der Praktischen Theologie zieht mindestens zwei Fragen nach sich. Erstens: was macht diese Disziplin zur Wissenschaft, wo die Wissenschaft doch angehalten ist, Theorie zu produzieren? Zweitens: Was unterscheidet sie von anderen theologischen Subdisziplinen beziehungsweise wodurch legitimiert sie ihren Status als selbständige Disziplin? Ist es etwa so, wie Rudolf Bohren spekulierte, daß die Praktische Theologie überflüssig werde, wenn die Theologie insgesamt ihren Praxisbezug stärker zur Entfaltung brächte (vgl. Daiber 1977, 12ff)?

Die Praktische Theologie hat hinsichtlich ihres Selbstverständnisses als wissenschaftlich-theologische Disziplin eine Reihe von Entwicklungsstadien durchlaufen, die meist charakterisiert werden als „Kunstlehre für den Pastor“ und später „Lehre über den Vollzug von Kirche“. Welche Nuancen die Selbstdefinition auch aufwies, ihren theologischen Hintergrund bildete die Auffassung, daß die Praktische Theologie das normative Wissen der systematisch-theologischen Disziplinen methodisch *für* beziehungsweise *in* die kirchlich-religiöse Praxis umzusetzen hatte: Praxis als „Anwendungsbereich“ einer vorgefaßten Theorie (vgl. dazu Mette 1978, 337; 1984; Daiber 1977; Heitink 1993; Van der Ven 1990; Zottl 1986f). Es wurde deutlich, daß „Weisheit für die Praxis“ oder „pragmatisches Problemlösen“ als Leitmotiv der Praktischen Theologie weder in der Praxis bestehen konnte, noch daß es wissenschaftlich hinreichend zu verantworten war. Zum einen trat die Willkür und Zufälligkeit des empfohlenen Repertoirs an Einfäl-

len, Regeln und Kunstgriffen in ihrem Scheitern in der Praxis zunehmend zutage, zum anderen stellte sich die Frage nach der Verantwortung der empfohlenen Strategien und ihren impliziten Theorien von Kirche, Religion und Gesellschaft.

Es scheint heute innerhalb der Praktischen Theologie weitgehend Einhelligkeit darüber zu bestehen, daß die Praktische Theologie keine Disziplin ist, die sich als „Anwendungslehre“ auf die Bereitstellung von Techniken zur besseren Handhabung praktischer Probleme, anders ausgedrückt, auf das Bereitstellen von Theorie *für* die Praxis, beschränken darf. Die Praktische Theologie ist zwar auch, aber nicht nur „Berufswissenschaft“ für Pfarrer und Katecheten. Sicher leistet sie einen Beitrag für das „Funktionieren der Praxis“. Aber sie tut dies vor allem, indem sie das Funktionieren und seine Bedingungen zum Gegenstand der Forschung erhebt.

In diesem Sinne *ist und produziert* die Praktische Theologie nach Dietrich Rössler (1986) in erster Linie Theorie. Sie konstituiert nicht selber Praxis, sondern ihr praktischer Wert kommt darin zum Ausdruck, daß sie dem Wissen dient und auf diese Weise *Urteilsfähigkeit* gegenüber der Praxis ermöglicht und begründet. Nach Norbert Mette (1978; 1984) hat sich der Zusammenhang von Theorie und Praxis dahingehend verändert, daß die PTh nicht mehr „Theorie *für* die Praxis“ liefert, sondern – eine Formulierung Schleiermachers anders füllend – „Theorie *der* Praxis“ ist. Diese Theorie charakterisiert er weiterhin als „reflexiv“, sie müsse im Hinblick auf gegenwärtiges und zukünftiges Handeln „bewußtmachend“ sein und damit einen Bildungs- und Entscheidungs-

prozeß Betroffener ermöglichen, die Zielorientierung und Maßstäbe für die Gestaltung konkreten Handelns suchen. Gerben Heitink (1993) spricht von der Praktischen Theologie als einer „empirisch orientierten theologischen Theorie zur Vermittlung des christlichen Glaubens in der Praxis des modernen Zusammenlebens“. Diese Vermittlungsarbeit soll zum einen eine Analyse der religiösen Praxis und zum anderen darauf bezogene Impulse zur Veränderung beinhalten. Dazu bedarf es komplementär einer hermeneutischen, empirischen und kritischen Orientierung. Die niederländische Arbeitsgemeinschaft Praktischer Theologen definiert schließlich die Praktische Theologie als eine Disziplin, die, systematisch und methodisch gesteuert, auf theoretische und empirische Weise *theoretisches Wissen* liefert, das dazu dient, menschliches Handeln in und mit religiösen Traditionen, besonders der christlichen Religion, zu fördern (Stegon 1984).

Die Praktische Theologie will also zeigen, wie etwas „ist“ und was „sein könnte“. Was „sein könnte“, ist das Ergebnis normativ-theologischer Überlegungen. Geht es beispielsweise um Fragen der Gemeinde, ergeben sich die Perspektiven aus einer praktisch-theologischen Ekklesiologie. Geht es um Unterricht oder Bildungsarbeit, sind die Perspektiven von einer religionspädagogisch-katechetischen Bildungstheorie her zu entwickeln. Die Frage danach, „was und wie etwas ist“, markiert hingegen ein Aufgabenfeld für empirische Forschung. Beide Aspekte nehmen als formales und materiales Objekt aufeinander Bezug. Die Praktische Theologie kann demnach als eine theoretische Disziplin gelten, die empirisch fundiertes theoretisches

Wissen liefert, das nicht – zumindest „nicht nur“ – dem „reinen Erkennen“ dient, sondern praxisrelevant sein soll. Mit dem bereitgestellten Wissen sollen bestimmte Probleme gelöst werden können – wie alle Wissenschaft nach Karl Popper (1994) dazu dient, Probleme zu lösen. Für die Praktische Theologie stehen Probleme im Vordergrund, die mit der religiösen beziehungsweise pastoralen Praxis verbunden sind. Diese Probleme können mehr theoretischer oder mehr praktischer Natur sein. Von der Lösung der Probleme wird erwartet, daß durch sie die „praktisch-theologische Urteilstatkraft“ (Fürst) geschräft und Perspektiven für Interventionen, Veränderungen und Zielorientierungen bereitstellt beziehungsweise begründet werden können. Es geht um Verstehen und Erklären im Dienste der Vermittlung des christlichen Glaubens (Rössler 1986, 2ff) beziehungsweise um theoretische und empirische Analysen zur Förderung des religiösen Handelns (Stegon 1984).

Nun ist die Implementation empirischer Verfahren nicht ohne Auswirkungen auf den methodologischen Ansatz der Praktischen Theologie geblieben. Bei der Rezeption der Methoden waren methodologische Konsequenzen, unter anderem die, daß es sich bei Empirie und Normativität um heterogene Probleme handelt. Deren Zuspitzung wird bisweilen in den von Immanuel Kant gestellten Fragen gesehen: „Was kann ich wissen?“ und „Was soll ich tun?“ Die erste Frage kann vor allem empirisch beantwortet werden, während die zweite Frage normativer Art ist. Eine adäquate Umformulierung der ersten kantischen Frage für die Belange der Praktischen Theologie wäre also: „Was können wir

über die religiöse, christliche und kirchliche Praxis wissen?“ Dies ist eine zentrale Frage, sie ist gewissermaßen eine Voraussetzung für die zweite Frage. Sie ist es jedenfalls, wenn man zustimmt, daß das Sollen ein bestimmtes Können voraussetzt. Wenn somit die Praktische Theologie die Frage zu beantworten versucht, was wir über eine bestimmte religiöse Praxis wissen können, erfüllt sie den ersten Teil der ihr gestellten Aufgabe. Nun kann die Praktische Theologie nicht aus empirisch erhobenem Wissen deduzieren, was sein *soll*. Wie steht es dann um den Praxisbezug einer empirisch orientierten Praktischen Theologie? Wird sie nicht durch methodologische Konzessionen dazu gezwungen, in Analyse und Deskription zu verharren? Vernachlässigt sie nicht zwangsläufig die Aufgabe der Orientierung und Gestaltung, wenn sie solche empirische Verfahren verwendet, die mit ihrem Anspruch auf „Wertfreiheit“ und „Objektivität“ als „besonders resistent“ gegenüber Normativität gelten? Letzteres gilt vor allem für den Ansatz von Max Weber. Seine Position soll, gleichsam als „Härtetest“ für die zu untersuchende Frage, als Ausgangspunkt genommen werden.

2. Heterogenität von Objektivität und Werturteil

Max Weber ist mit nicht nachlassendem Eifer dafür eingetreten, zwei Fragebereiche deutlich zu unterscheiden (vgl. Weber 1918, 509f), in denen unschwer die Fragen Kants „Was kann ich wissen?“ und „Was soll ich tun?“ wiederzuentdecken sind. Verhält sich eine konkrete Tatsache so oder anders? – und: Was soll in einer konkreten Situation getan werden?

Warum ist ein konkreter Sachverhalt so und nicht anders geworden? – und: Warum ist diese oder jene Erscheinung erfreulich oder unerfreulich?

Mit wie großer Wahrscheinlichkeit wird sich etwas wohin entwickeln? – und: Soll man etwas dazu beitragen, daß sich etwas in diese oder jene Richtung bewegt?

Welche Positionen werden bestimmte Personen unter konkreten Umständen zu einem bestimmten Problem einnehmen? – und: Wie ist eine bestimmte Position zu beurteilen, als richtig oder unrichtig?

Mit dem ersten Fragentyp wird das Feld der Praxis „vermessen“, und die Daten können in eine Landkarte übertragen werden. Für welche Zwecke die Karte benutzt werden kann (zweiter Fragentyp), sagt die Karte selbst nicht – wenngleich sie *einen* Zweck besonders nahe legt: sie zur Planung einer Reise zu gebrauchen. Das Ziel der Reise ergibt sich nicht aus der Tatsache, daß eine Landkarte ein Verzeichnis verschiedener Städte und Landschaften enthält, daß sie die Entferungen zwischen ihnen angibt, Informationen zur Qualität der sie verbindenden Straßen liefert, usw. Welches Ziel angesteuert werden soll, ist, wie Weber mit dem zweiten Fragebereich zu erkennen geben möchte, ein davon zu unterscheidendes Problem. Die Wirklichkeit zu beschreiben und zu sagen, wie sie sich verändern soll, sind für ihn heterogene Problemberiche. Sie gehören unterschiedlichen Welten an, und er findet, daß es weder zur wissenschaftlichen Klarheit beiträgt, noch wissenschaftlicher Redlichkeit entspricht, Aussagen aus beiden Bereichen zu vermengen. Leser oder Zuhörer sollten weder absichtlich noch unabsichtlich über die Verschiedenheit

der beiden Fragen getäuscht werden. „Denn‘, so Weber, „wo immer der Wissenschaftler sein eigenes Werturteil ins Spiel bringt, hört das volle Verstehen der Tatsachen auf“ (Weber 1919, 601).

Die Praktische Theologie hat es mit beiden Fragebereichen zu tun, sie will Sachverhalte verstehen und erklären (Theorien über die Praxis liefern) und sie will dazu Stellung nehmen, welche Bedeutung ihnen in der Praxis christlichen Handelns zukommt (Praxisförderung und -orientierung). Für Weber markieren sie allerdings absolut heterogene Problembereiche. Er setzt sich mit zwei diesbezüglichen Standpunkten auseinander, die er unterschiedlich bewertet, aber letztlich beide verwirft (Weber 1918, 489). Die erste Position lautet: *Logische Urteile und wertende Stellungnahmen sind zwar zu unterscheiden, aber beide gehören auf die wissenschaftliche Tagesordnung*. An dieser Position begrüßt Weber das Anerkenntnis der Heterogenität logischer und wertender Urteile. Diese Position könne toleriert werden, wenn Lehrer und Forscher deutlich herausstellten, was empirische Tatsachenfeststellung und was praktische Wertung sei. Die zweite Position lautet: *Die Trennung zwischen beiden ist zwar nicht konsequent durchführbar, aber praktische Wertungen sollten hinter logische Urteile zurücktreten*. Diese Position, die Weber in der Wissenschaft weit verbreitet sieht, trage hingegen zur Vernebelung der Heterogenität beider Welten bei, denn die Aussage, praktische Wertungen sollten hinter logische Urteile zurücktreten, mache keinen Sinn, wenn nicht bereits im Grundsatz, das heißt, in der forschungsmethodischen Entfaltung einer bestimmten Fragestellung, eine Trennung beider Bereiche angenom-

men werde. Für Weber muß die zweite Position abgewiesen werden, während die erste Position unter *der Bedingung akzeptabel* ist, daß beide Bereiche als solche expliziert werden.

Indem Weber die „Explikationspflicht“ hervorhebt, gibt er zu erkennen, daß es für ihn kein Wissen besteht, das nicht historisch und sozial an die Existenz konkreter Subjekte gebunden wäre. Und eben dieses verpflichtet ihn zu noch größerer Konsequenz. Empirische Wissenschaft zu betreiben ist für ihn die *eine Sache*, Menschen prägen und Gesinnung propagieren zu wollen, eine *andere*. Letzteres gehöre nicht an die Universität.

„Es ist doch ein beispielloser Zustand, wenn zahlreiche staatlich beglaubigte Propheten nicht auf den Gassen oder in den Kirchen oder sonst in der Öffentlichkeit, oder, wenn privatum, dann in persönlich ausgelesenen Glaubenskonventikeln, die sich als solche bekennen, predigen, sondern in der angeblich objektiven, unkontrollierbaren, diskussionslosen und also vor allem Widerspruch sorgsam geschützten Stille des vom Staat privilegierten Hörsaals, im Namen der Wissenschaft‘ maßgebliche Kathederentscheidungen über Weltanschauungsfragen zum besten zu geben sich herausnehmen. ... Man mag sich über den Standpunkt entrüsten, aber man wird ihn ... wohl nicht widerlegen können: daß von allen Arten der Prophetie die in diesem Sinne ‚persönlich‘ gefärbte *Professoren-Prophetie* die einzige ganz und gar unerträgliche ist“ (Weber 1918, 492).

„Prophet“ oder „Demagoge“ sind in einem solchen Fall für Weber auswechselbare Begriffe (Weber 1919, 602).

Verstehen wir die Webersche Position als Härtetest für unsere Frage und nehmen wir sie gleichsam virtuell ein, lautet die zu beantwortende Frage an die Praktische Theologie: Implementiert sie als empirisch orientierte Disziplin nicht, wenn sie diesem Wissenschaftsverständnis folgt, eine zutiefst *a-pragmatische* Forschungslogik? Muß dann

nicht von vorneherein Abschied genommen werden von der Vorstellung, Praxis beeinflussen und verändern zu können? Die diesen Fragen zugrunde liegende wissenschaftstheoretische Problematik ist im übrigen in der Jahrzehnte dauernden „Werturteilsdebatte“ ausführlich behandelt worden – einige Aspekte sind zur Verdeutlichung in Erinnerung zu rufen. Vor allem kann gezeigt werden, daß der empirische Forschungsvollzug selbst mehrere Schnittstellen mit Normativität aufweist. Sie sind zu passieren, noch bevor von Normativität hinsichtlich der Orientierung christlicher Praxis gesprochen werden kann, und nehmen, allerdings indirekt, auf den Verwertungszusammenhang der Forschungsergebnisse Bezug.

3. Normativität in empirischer Forschungspraxis

Mit Hans Albert (1966, 216) lassen sich drei Schnittstellen benennen, die die Wertbasis der empirischen Wissenschaft selbst berühren. Die dritte Schnittstelle geht auf die eingangs aufgeworfene Problematik direkt ein, die ersten beiden lassen die darin eingenommene Position besser verstehen. Es geht um die Wertbasis der empirischen Wissenschaften selbst, um Wertungen im Objektbereich der empirischen Wissenschaften und um das eigentliche Problem der Formulierung von Werturteilen.

3.1. Wertbasis empirischer Wissenschaft – Wert der „Wertfreiheit“

Die Methodologie einer Wissenschaft dringt nicht „von außen“ auf sie ein, das heißt, sie steht nicht „außerhalb“ des Wertbezugs der Forschung. Sie

enthält vielmehr immanente Normen und zwar

„in dem ‚normativen Moment, das der Methodologie in diesem Sinne ‚inhärent‘ ist, als die ‚immanente Norm der auf Wahrheit und objektive Geltung ausgerichteten Erkenntnis‘“ (König 1964, 171).

Insofern ist schon die Entscheidung für die Wissenschaft das Ergebnis einer Wertentscheidung. Ihr Inhalt ist die Suche nach „Wahrheit“: Wahrheit ist, was für alle gelten *will*, die Wahrheit *wollen* (König 1964, 168). Entsprechend ist die Entscheidung, wissenschaftliche Wahrheit anzuzielen, Ausdruck einer besonderen *Ethik der Verantwortung*. Sie will Bewußtseinserhellung leisten, um verantwortlich (das heißt, in Kenntnis aller Fakten über alternative Zwecke und Folgen) entscheiden zu können. Dieser Wertbezug impliziert einen weiteren: die *Rationalität*. Sie erscheint erstens als eine spezielle Form der Erkenntnis aus Ursachen und zweitens als Motiv des Handelns – eines Handelns, von dem aus Aussagen bzgl. der praktischen Konsequenzen der rationalen Erkenntnis gemacht werden können (König 1964, 172). Darin treffen „Objektivität“ und „Gesinnung“ aufeinander. Weber hat herausgestellt, daß für ihn die Fokussierung wissenschaftlicher Objektivität nichts mit Gesinnungslosigkeit gemein hat. Stärker noch: Die Forderung nach Abstinenz von Werturteilen wird rekonstruiert als ein Postulat, das sich aus der *Verantwortungsethik* ergibt. Demzufolge führt ein Denken, das Werturteile impliziert, zu unerwünschten Konsequenzen: es kann die Freiheit der Angesprochenen beschränken und Gewalt über sie ausüben. Die Verbindung zur *Verantwortungsethik* wird im „Entscheidungscharakter von Handlungen“ (vgl. Schüller 1980, 171ff) gesehen angesichts der zu erwartenden Folgen: Jede

Entscheidung, zu welcher Wahl sie auch immer führen mag, verursacht individuelle oder soziale Kosten. Soll die Wissenschaft oder sollen Wissenschaftler die Verantwortung für die Inkaufnahme dieser Kosten übernehmen? Oder ist hier die Selbstbesinnung der Handelnden als letztverantwortliche Subjekte gefordert? Weber optiert für das Subjekt, weil hier der „wollende“ Mensch gemäß seinem Gewissen und seiner Weltanschauung gefragt sei. Auf die Praktische Theologie hin angewendet bedeutet dies: wenn die Mündigkeit der Subjekte in der pastoralen Praxis unterstellt wird, kann sich die Praktische Theologie mit Analysen und rational begründeten Szenarien begnügen und es der Theorie-Praxis-Reflexion der Subjekte in der Praxis überlassen, Entscheidungen für partikulare Situationen zu fällen.

Für René König (1964, 181) ist die Verantwortungsethik in der praktischen Sphäre das Pendant zur Rationalität in der theoretischen Dimension. Eine in diesem Sinne „wertfreie Wissenschaft“ bezieht keine *materiale*, also inhaltlich gefärbte Wertposition, sondern eine *formale*. Darin unterscheidet sie sich von der gesinnungsethischen Auffassung, die einem Sachverhalt eine Qualität zuschreibt, die diesen als Wert universalisiert – also als „für alle gültig“ erklärt. Die formale verantwortungsethische Position enthält sich der Aussage, was konkret gewollt werden müßte. Sie tut dies nicht in unkritischer Absicht – im Gegenteil: Ihr kritisches Potential bezieht sie aus der Konfrontation der Folgen beliebiger Mittel an der rationalen Idee der Menschlichkeit – an der Idee des Subjekt-Sein-Könnens aller (König 1964, 184; Luther 1992, bes. 62–87). Von diesen Überlegungen her gewinnt die Wissenschaft

ihren Maßstab, hierin liegt der Werthintergrund für die Forderung nach ‚Objektivität‘. Die praktische Konsequenz, keine materiale Wertposition zu beziehen, wird gleichwohl als praktisch relevant verstanden, denn sie intendiert den Diskurs der Betroffenen untereinander über anzustrebende Ziele. Übernimmt die empirisch orientierte Praktische Theologie dieses Wissenschaftsethos, liegt ihre Aufgabe in der Vorbereitung dieses Diskurses.

3.2. Wertungen im Objektbereich einer empirisch orientierten praktischen Theologie

Eine zweite Schnittstelle sind die Wertungen im Objektbereich der empirischen Wissenschaft. Dieses Zusammentreffen von Empirie und Normativität dürfte heute als problemlos angesehen werden. Es geht bei der Annäherung an Werte nicht um eine ethisch engagierte Teilnahme an einem Wertedisput, bei dem um die Gültigkeit von Werten gestritten wird, sondern um die Erfassung und Darstellung von Wertaussagen in rein kognitiv-informativem Sinn. Soziales Handeln wird untersucht, um die Normen und Regeln, die das Handeln leiten, zu dechiffrieren. Keine dogmatische Wertung seitens des Forschers kann diese Leistung ersetzen (König 1964, 166ff).

Für Max Weber bilden logische Aussagen den Kern der Wissenschaft. Wenn auch empirisch-wissenschaftliche Forschung und praktische Wertungen nicht immer leicht auseinanderzuhalten sind, so stärkt dies nur die Verpflichtung, es zu tun. Man könne, so Weber, seinen Zuhörern oder Lesern darlegen, daß es zu einem Problem diese oder jene „letzten“ Stellungnah-

men gibt (ohne diese selber zu bewerten), und daß die bei einer Wahl zwischen diesen Stellungnahmen zu berücksichtigenden empirisch relevanten Sachverhalte (Tatsachen) so oder so beschaffen sind. Die Wissenschaft liefe in diesem Fall faktenorientiertes Hintergrundwissen, das die Fähigkeit verbessere, sich ein Urteil über diese wertenden Stellungnahmen zu bilden und sich zwischen ihnen entscheiden zu können (vgl. Weber 1918, 497ff).

Ob aber die Herstellung des Faktentwissens ohne Werturteile auskomme, wird von Weber bejaht. Dies sei möglich, weil sich Forscher nicht an einer wertenden Diskussion über die Wünschbarkeit einer „letzten“ Stellungnahme beteiligen, sondern solche Werturteile streng als Objekt der Forschung behandeln. Als Beobachter bestimmter Abläufe sind Wissenschaftler ganz und gar interessiert an der inhärenten Logik dieser Abläufe. Sie sind um „Objektivität“ in der Beobachtung und Darstellung bemüht. Ein Wertungsstandpunkt lasse sich auf seine individuelle, soziale, psychologische oder historische Bedingtheit hin untersuchen, bei der nichts anderes geleistet werde, als diesen Standpunkt „verstehend zu erklären“ (Weber 1918, 503). Das darin implizite Verständnis von Objektivität zielt also nicht darauf, daß Forscher nicht mehr über Wertungen sprechen sollten. Weber ist geradezu vom Gegenteil überzeugt: Werturteile sollen thematisiert werden, um ihre Diversität zu verstehen und um Gemeinsamkeiten zu entdecken.

Wenn beispielsweise ein Liturgiker empirisch die Auffassungen von Gläubigen zur Lehre von der Transsubstantiation untersucht, geht es ihm nicht zuerst um Aussagen über die Gültig-

keit der Transsubstantiationslehre, sondern um die Frage, wie Gottesdienstteilnehmer über die Transsubstantiation denken und wie sich ihre Einstellung zu der in der Kirche gültigen Auffassung verhält. Sich in die mögliche Diversität der Verständnisse einzufühlen, sie verstehen und nach Möglichkeit erklären zu wollen, kann unabhängig davon geschehen, ob es sich um „richtige“ oder „falsche“ Positionen handelt. Entscheidend ist, daß alle Einstellungen und Haltungen in der Perspektive des dogmatisch Gültigen äußerst relevante Sachverhalte sind, weil sie die „Realisation von objektiv Gültigem“ repräsentieren. Wenn der Liturgiker empirisch forscht, kann er darüber hinaus nach den „letzten“ Motiven der Gläubigen und der Kirche suchen, warum so und nicht anders über die Transsubstantiation gedacht wird. Er kann die Argumente aus der Tradition und der Situation erhellen, Konvergenzen und Divergenzen aufzeigen und schließlich ein Szenario entwickeln, mit welchen Mitteln und welchen einzukalkulierenden Folgen gerechnet werden muß, wenn eine Handlungsstrategie in diese oder jene Richtung beschlossen wird – und leistet damit grundlegende Einsichten zur Vorbereitung von praktischen Diskursen.

In dieser Verbindung von Empirie und Normativität ist der wissenschaftliche Fokus nicht zuerst darauf gerichtet, vorfindbare Überzeugungen in einer Wirklichkeit auf ihre Richtigkeit hin zu untersuchen, sondern sie als „Gegenstand“ zu behandeln und eine „Anatomie“ der vorfindbaren Glaubensmuster zu erstellen. Freilich ist dieser Forschungspraxis selbst Normativität inhärent: sie gründet auf einem Werturteil, nämlich ein bestimmtes Unter-

suchungsverfahren zu legitimieren, das zum Ziel hat, möglichst unverzerrt vorfindbare Handlungen und deren Motive erkennen, verstehen und erklären zu können (König 1964, 152f).

Diese Position darf allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, daß sich der empirische Objektbezug (quantitativer wie qualitativer Art) anhand bestimmter Prozeduren entfaltet. Mit Hilfe solcher Prozeduren (Empirischer Zyklus) soll das Erkennen methodisch gesteuert werden. Sie enthalten selbst wiederum zahlreiche Begegnungsmomente mit Normativität. Dies kommt nicht nur in der Beginnphase (Entdeckungszusammenhang), in der Problemwahl und der konkreten Fragestellung zum Ausdruck, sondern auch im Begründungszusammenhang einer Untersuchung (vgl. Van der Ven 1990). Wie die zirkuläre Generierung einer Theorie im Kontext von Induktion und Deduktion konkret verläuft, wie Daten evaluiert und interpretiert werden, ist das Ergebnis andauernder Entscheidungen und intervenierender Eingriffe in den Forschungsprozeß. Diese gehören expliziert und sind der sachlichen Kritik voll zugänglich.

3.3. Explizite Formulierung von Werturteilen

Die Frage, inwieweit die Mitteilung empirisch erhobener Befunde selbst normativen Charakter haben soll, scheint schwieriger lösbar. Hinter dieser Frage steht der Verdacht, das objektive Wissenschaftsverständnis impliziere eine höchst „a-pragmatische“ Forschungslogik. Der Verdacht äußert sich wie folgt: *Muß man sich nicht, wenn man diesem Wissenschaftsverständnis folgt, mit deskriptiver*

Beschreibung bescheiden und die Einordnung der Fakten anderen Kräften überlassen? Sollen Wissenschaftler darüber schweigen, inwieweit ein Zweck die Mittel heiligt, inwieweit unerwünschte Nebeneffekte in Kauf genommen werden und wie Konflikte zwischen Werten entschieden werden sollen? Das hier angesprochene Problem läßt sich wie folgt umformulieren: Inwieweit werden empirisch erhobene Tatbestände dadurch „praktischer“, daß sie „normativer“ werden? (Albert 1966, 218)

Gehen wir wieder von Webers Position aus: Für ihn sind Wertentscheidungen von den streitenden Parteien selber zu treffen, denn es gibt kein wissenschaftliches Verfahren, das eine eindeutige Entscheidung vorgeben könnte. Gleichwohl ist diese Teilnahmslosigkeit nicht als Desinteresse an der Praxis mißzuverstehen. Es geht vielmehr um die Haltung einer „empathischen Distanz“. Weber findet, daß ein Wissenschaftler in hohem Maße der „Praxis“ dient, wenn er die letzte innere Konsequenz von Wertaxiomen herausarbeitet, von denen entgegengesetzte Meinungen ausgehen, aus diesen Wertaxiomen auf der Basis empirischer Sachverhalte wahrscheinliche Konsequenzen deduziert und die Mittel, Nebenwirkungen und faktischen Folgen offenlegt, die mit dieser oder jener praktischen Entscheidung einhergehen. Indem der Wissenschaftler dies tut, schafft er eine *Verbreiterung der Kenntnis, die das Können bestimmt und Grundlage des Sollens ist; er stellt Handlungsalternativen dar, nennt alle Tatsachen (auch die unbequemen), auf denen Entscheidungen beruhen, benennt die Kosten, die mit der Erreichung bestimmter Zwecke verbunden sind, läßt neue Wertaxiome ins Blickfeld rücken und*

deckt Ideologien auf. Die Leistungen dieses Wissenschaftsprogramms liegen also in der Lieferung von Kenntnissen über die Technik, wie man das Leben beherrschen kann; in der Auskunft darüber, dazu entsprechende Methoden des Denkens anzuwenden, und in der Ermöglichung von mehr Klarheit darüber, was die Folgen einer bestimmten Handlung unter Zuhilfenahme bestimmter Mittel sein werden (Weber 1919, 607).

Für Weber ist dieses Wissen bereits so praktisch, daß er keinen Grund sieht, nach weiteren positiven und praktischen Leistungen für das persönliche Leben zu fragen. Es liefert nicht nur Fakten, sondern auch Einsicht über die den Zwecken zugrunde liegenden Ideen. Es bietet eine Plattform für Verständnis, Nacherleben und kritisches Urteil – für eine Besinnung auf die letzten Axiome, die das Handeln von Menschen bestimmen (Weber 1904, 151). Solche Wissenschaft schaut hinter die Fassaden des Augenscheinlichen – sie hat mit Positivismus nichts gemein.

Indem Beziehungsnetze zwischen Ursachen und Wirkungen aufgestellt werden, läßt sich auch von den erstrebten Zwecken auf die Mittel zu ihrer Realisierung zurückschließen. Wenn Aussagen über die Mittel gemacht werden, welche geeignet oder ungeeignet sind, die erstrebten Ziele zu erreichen, sagt dies auch etwas aus über die *Chancen*, mit denen diese Mittel zum angestrebten Zwecke führen werden. Indem auf diese Weise die Chancen miteinander verglichen werden, geschieht indirekt eine Abwägung aller Chancen. Manche erscheinen als sinnvoll, andere als sinnlos zur Erreichung des erstrebten

Zweckes. Konkurrieren sinnvoll anwendbare Mittel miteinander, lassen sich die Nebenfolgen abwägen (König 1964, 180f). Die Wissenschaft bietet Handelnden somit eine Kalkulation von „Zwecken“ und „Folgen“: sie legt Entscheidungshilfen vor in dem Sinn:

„Was ‚kostet‘ die Erreichung des gewollten Zwecks in Gestalt der voraussichtlich eintretenden Verletzung anderer Werte?“ (Weber 1904, 150).

Es läßt sich selbst deutlich machen, daß alles Handeln, einschließlich der Handlungsverweigerung, in seinen Konsequenzen eine „Parteinahme“ impliziert: und zwar immer zugunsten bestimmter Werte und zum Nachteil anderer.

3.4. Zwischenfazit

Es steht somit nicht die Frage an, ob normative Bezüge irgendeine Rolle spielen, sondern welche Form und wieviel Normativität an welchen Stellen gebraucht wird. Der hier nachgezeichnete Ansatz einer empirischen Wissenschaft, der im allgemeinen als einer der „wertungsresistentesten“ empfunden wird, läßt eine Reihe von normativen Bezügen erkennen. Aber hinsichtlich der Frage, ob die Darstellung empirisch erhobener Befunde selbst normativen Charakter haben soll, kommt sie zu dem Ergebnis, daß es vollkommen ausreicht, eine kognitiv-informative Zielsetzung zu verfolgen, wodurch normative Stellungnahmen innerhalb empirischer Aussagezusammenhänge entbehrlich werden (Albert 1966, 217). Diese Auffassung ist plausibel, wenn man die Wissenschaft selber unter das normative Ziel stellt, Wissen und Kenntnis bereitzustellen, über Zusammenhänge aufzuklären, usw., wenn man von ihr also eindeutig kognitiv-informative Leistungen erwartet.

Wird damit das Ziel, praktisch brauchbares Wissen zu produzieren, aufgegeben? Diese Frage kann man im Grunde nur bejahen, wenn man erstens die praktische Brauchbarkeit einer empirischen Wissenschaft am Vorhandensein, der Menge und der Qualität normativer Stellungnahmen bemüht und zweitens den praktischen Wert kognitiv-informativer Aussagesysteme geringsschätzt. Beides ist nicht zwingend. Wenn theoretische Aussagen wirklich *informativ* und für eine konkrete Praxis *relevant* sind, wenn sie also echte Informationen enthalten über Probleme, die in einer bestimmten pastoralen oder katechetischen Praxis ungelöst sind, ist ihre Leistung durchaus praktisch zu nennen: Sie leistet Aufklärung über zentrale Aspekte und Zusammenhänge des betreffenden Sachproblems, einschließlich der normativen Aspekte, die mit diesem Problem in der Praxis verbunden werden, und sie bietet Lösungswege an, indem sie alternative Szenarien entwickelt. Sie kann dazu beitragen, Klarheit in bezug auf normative Stellungnahmen zu gewinnen und dem einzelnen helfen, sich Rechenschaft über den Sinn des eigenen Tuns zu geben.

Nochmals die Frage: Leistet eine so verstandene Praktische Theologie einen Beitrag zur Beantwortung der Frage: „Was ist zu tun?“ Wenn man der Formel zustimmt, daß das Sollen ein Können impliziert, erfüllt sie eine entscheidende Voraussetzung des Sollens, indem sie nämlich über das Können informiert. Damit erzeugt sie eine Spannung zwischen den faktischen Ressourcen in der Wirklichkeit und einer Praxis, wie sie normativ gewünscht wird. Weil aber normative Zielangaben unter den heutigen Bedingungen von Religion, Christentum

und Kirche nicht einfach als *gegeben* vorausgesetzt werden können, sondern weil diese ihrerseits das Ergebnis hermeneutischer Prozesse sind und daher nicht anders als in pluraler Gestalt erscheinen können, haben wir es nicht nur mit *einer* Spannung zwischen IST und einem bestimmten SOLL zu tun, sondern überdies mit einem SOLL, das in seinem Kern heterogen ist. Dies verlangt die Integration einer hermeneutisch-kritischen Reflexion, die, wie anschließend gezeigt werden soll, die gesamte Forschung begründet.

4. Theologische Bedeutung des Entdeckungs- und Verwertungszusammenhangs

Folgt die Praktische Theologie dem hier entfalteten Wissenschaftsverständnis, liegt ihre Aufgabenstellung in der Fundierung von Entscheidungssituationen: sie informiert erstens über die „Anatomie“ der vorfindbaren Praxis und zweitens über die Möglichkeiten einer zielorientierten Entwicklung einschließlich möglicher Alternativen. Aber woher nimmt sie die Kriterien für Entscheidungen, die innerhalb des empirischen Zyklus getroffen werden müssen? Und wenn sie einen Diskurs in der Praxis vorbereitet, womit begründet sie die normative Dynamik, die diesen Diskurs theologisch, anthropologisch und gesellschaftlich zielgerichtet und sinnvoll macht? Wenn das bisher skizzierte Wissenschaftsverständnis nicht ebenso gut als „praktische Sozialwissenschaft“ bezeichnet werden soll, ist diese Dynamik im Entdeckungs- und Verwertungszusammenhang der Forschung zu begründen.

Problemfragen beziehen sich auf Werte, und in der Entscheidung für eine Untersuchung konstituiert sich ein wissenschaftliches *Interesse*, von dem her Entscheidungen für die weitere Richtungsgebung getroffen werden. In diesem Sinn meinte Weber:

„Ohne Wertideen des Forschers gäbe es kein Prinzip der Stoffauswahl und keine sinnvolle Erkenntnis des individuell Wirklichen, und wie ohne den Glauben des Forschers an die Bedeutung irgendwelcher Kulturinhalte jede Arbeit an der Erkenntnis der individuellen Wirklichkeit schlechthin sinnlos ist, so wird die Richtung seines persönlichen Glaubens, die Farbenrechnung der Werte im Spiegel seiner Seele, seiner Arbeit die Richtung weisen“ (Weber 1904, 182).

Schaut man genauer hin, hängt für Weber die Entdeckung von Problemen mit der Persönlichkeit des Forschers zusammen. Auch Karl Popper lässt den Eindruck aufkommen, der Entdeckungszusammenhang sei eine Art „frei flottierende Heuristik“ oder eine „göttliche Eingebung“, die jedenfalls jenseits der Mittel der Wissenschaft beheimatet ist (vgl. dazu kritisch: Vollmer 1993, 183ff). In der Konsequenz dieses Denkens gehört die wissenschaftliche Aufmerksamkeit ganz dem Begründungszusammenhang empirischer Forschung, also der Hypothesenbildung, Methodenentscheidung, Stichprobenauswahl, Datenerhebung usw. – hierin wurde die „eigentliche“ Methodologie gesehen. Die Forschungslogik konzentrierte sich auf „die sprachliche und formallogische Analyse der Struktur (Syntax) und Bedeutung (Semantik) der von der Wissenschaft hervorgebrachten und hervorzubringenden Sätze“ (Kriz/Lisch 1988, 283).

Spätestens seit den siebziger Jahren hat sich das methodologische Denken erweitert. Es geht um eine stärkere Berücksichtigung des Entdeckungs-

sowie des Wirkungs- und Verwertungszusammenhangs von Wissenschaftshandlungen, die in der klassischen Methodologie eher vernachlässigt wurden. Gefordert wird eine systematische Suche nach Kernproblemen im Objektbereich der betreffenden Wissenschaftsdisziplin, die einen ungelösten Sachverhalt repräsentieren und dessen Aufklärung angesichts der zu erwartenden praxisrelevanten Konsequenzen wünschbar erscheint. Dieser Position zufolge muß die Problemfindung forschungspraktisch zu einem konstitutiven Teil in der wissenschaftstheoretischen Reflexion werden. Auch der Entdeckungszusammenhang ist rational rekonstruierbar, also das Zustandekommen einer Problemfrage, die Auswahl der Perspektiven, die mit dem Problem verbundenen Zielsetzungen und Interessen, usw. (vgl. Erdmann/Petersen 1979 I und II).

Auf die Praktische Theologie angewendet ist leicht einsichtig, daß der *theologische* Kern einer Forschung eben hier zu situieren ist. Weil die Wissenschaft eine soziale Erscheinung ist und weil sie (was für die Praktische Theologie besonders gilt) eine soziale Funktion erfüllt, darf die Phase der rationalen Erfassung und Steuerung des Entdeckungszusammenhangs nicht hinter den Begründungszusammenhang zurücktreten. Kriterien für Entscheidungen, die die gesamte Untersuchung betreffen, können nur *innerhalb* des Entdeckungszusammenhangs gewonnen werden, und sie begründen den Untersuchungsverlauf und die Verwertung. Eine Evaluation der nur methodologischen Vorgehensweise im Begründungszusammenhang reicht dazu nicht hin, weil nicht erst dort die Entscheidung über die wissen-

schaftliche Qualität einer Erkenntnis ansteht (Erdmann/Petersen 1979 II, 11ff).

Es geht also um mehr als nur um eine Vorverlegung des Begründungszusammenhangs auf die Problemkonstitution. Es geht um die erkenntnistheoretische Dimension, daß Einsicht weder außerhalb individueller und sozialer Prägung steht, noch (im wissenschaftlichen Bereich) darin aufgehen soll. Liegen Forschungsergebnisse vor, haben eine Reihe von Faktoren dazu beigetragen, die nicht explizit im Rahmen des Begründungszusammenhangs geprüft wurden, die aber den Kontext einer Forschung und damit das konkrete Zustandekommen eines Ergebnisses bestimmt haben. Werner Meinefeld kommt in seiner Wissenschaftstheorie zu dem Schluß, daß eine umfassende Kontrolle der Erkenntnis auch die vorgelagerte Strukturierung des betreffenden Gegenstandes reflektieren muß:

„Der Erkenntnisprozeß beginnt lange vor der Formulierung expliziter Hypothesen und sein Ergebnis wird von dieser ‚Vor‘phase mitbestimmt, so daß auch die wissenschaftstheoretische Auseinandersetzung mit dem Forschungshandeln sich dieses Teils annehmen muß“ (Meinefeld 1995, 280). „Wenn Erkenntnisgegenstand und Erkenntnissystem im Erkenntnisakt zusammentreffen und sich in ihm verbinden, dann kann die wissenschaftstheoretische Diskussion sich nicht auf den methodischen Aspekt allein beschränken, dann muß in der Wissenschaftstheorie das ‚Erkenntnis‘ konstituierende Wechselspiel zwischen ‚Gegenstand‘ und Erkenntnistätigkeit aufgenommen werden. Dies bedeutet auch, daß die Wissenschaftstheorie ‚gegenstandsbezogen‘ werden muß, indem sie in die Reflexion über die angemessene Methodik der Forschung auch das vorhandene fachwissenschaftliche Wissen über die Beschaffenheit des Erfahrungsfeldes, aus dem der Gegenstand konstituiert wird, einbezieht“ (ebd., 273).

Damit wird unterstrichen, daß jede Erkenntnistätigkeit (theorie-)geleitet ist. Wird diese Einsicht akzeptiert, ist

sowohl das Extrem bestimmter Richtungen in der empirisch-analytischen Methodologie zu kritisieren, die diese Subjektivität als „vorwissenschaftlichen Bereich“ neutralisieren wollen, als auch die Naivität bestimmter qualitativer Methodologien, die einen voraussetzungslosen Zugang zur Wirklichkeit für möglich halten.

Wird die theoriegeleitete Wahrnehmung als Grundvoraussetzung empirischer Arbeit anerkannt, ist ihre Rekonstruktion ein integrativer Teil des Wissenschaftstreibens. Wissenschaftliches Arbeiten muß sich über den eigenen Konstitutionsprozeß aufklären, weil es nicht außerhalb der sozialen Wirklichkeit stattfindet. Dazu gehört für empirisches Arbeiten in der Praktischen Theologie, daß Erkenntnis nicht „zweckfrei“ geschieht. Sie steht vielmehr unter dem Anspruch, einen Beitrag zur Förderung der christlichen Praxis zu leisten und Orientierung für das Handeln in der Praxis zu ermöglichen. Damit sind der empirischen Forschung in der Praktischen Theologie Reflexionsprozesse auferlegt, die eine rationale Problemwahl und die Überprüfung von Hypothesen übersteigen. Denn in welchem theoretischen Rahmen die vorfindbare Praxis evaluiert und interpretiert, verstanden und erklärt wird und welche Antizipation einer gewünschten Praxis darin verwoben ist, kann ohne eine hermeneutisch-theologische Reflexion des Gegenstandsfeldes nicht gelingen. Dies schließt eine Selbstaufklärung über die Perspektivität der Wahrnehmung ein. Es ist im übrigen schwer zu ermessen, ob der fachwissenschaftliche Gegenstandsbezug von Theologie-Fremden hergestellt werden kann. Mette und Steinkamp (1983) optieren für eine Begegnung von Theologie und

empirischer Wissenschaft im Sinne eines Modells „konvergierender Optionen“. Um dem in diesem Beitrag begründeten organischen Zusammenhang eines Forschungsprozesses gerecht zu werden, bietet sich ein *intradisziplinäres* Verständnis von Praktischer Theologie an (vgl. Van der Ven 1984), in dem die Konstitution der Untersuchung und die methodische Durchführung in einer Hand – in der Hand von Praktischen Theologen – liegen (vgl. Bucher 1994; Ziebertz 1994).

5. *Verwertung und Praxis*

Die erkenntnistheoretische Reflexion enthält einen indirekten Verweis auf den Praxisbezug empirischer Forschung in der Praktischen Theologie. Es kommt der Praxisrelevanz zugute, wenn die Suche nach entscheidenden Problemen im praktisch-theologischen Objektbereich und deren Begründung stärker fokussiert wird. Damit wird das Interesse benannt, warum überhaupt dieses Problem ausgewählt und so und nicht anders untersucht wird und vor allem, welche Antizipation einer Lösung darin verankert ist. Denn es sind Erwartungen, welche die Wahrnehmung und damit eine besondere Perpektivität strukturieren. Forscher fällen Wertentscheidungen bezüglich der sozialen Realität eines Problems und möglicher Entwicklungen, die dessen Lösung herbeiführen helfen könnten (Lämmermann 1981, 115f). Hat die Untersuchung Lösungen erbracht, ist das vorausgehende Interesse die Plattform, Handlungsszenarien für die Praxis zu entwerfen. Von dieser Einbettung aus erhalten auch alle Wertungen ihre theologisch-theoretische Legitimation,

die innerhalb des empirischen Zyklus unausweichlich sind. Dies zeigt, daß der Wirkungs- beziehungsweise Verwertungszusammenhang nicht außerhalb des „eigentlichen wissenschaftlichen Geschäfts“ anzusiedeln ist, sondern darin rational rekonstruiert werden kann.

Hinsichtlich der Verwertung von Forschungsergebnissen war Weber besonders abstinent. Wie gezeigt, hatte für ihn die Frage, „Was sollen wir tun?“, den Charakter einer „letzten Stellungnahme“, die außerhalb der Wissenschaft angesiedelt ist. Weber ist der Möglichkeit der Analyse von Werturteilen nicht weiter nachgegangen. Heute erscheint die Position, Wissenschaftler seien zwangsläufig Heiland oder Demagoge, wenn sie sich in Kommunikationszusammenhänge hineinbegäben und sich an Wertungsdiskussionen beteiligen, als unnötig restriktiv. Diese Position wird insbesondere von Praktischen Theologen abgelehnt, die sich einem kritischen Wissenschaftsparadigma verbunden fühlen (vgl. Steinkamp 1994). Die „letzten Axiome“, wie Weber sie nannte, sind nicht unzugänglich für eine wissenschaftliche Argumentation. Wissenschaftler können selbst noch im Hinblick auf „letzte Axiome“, die für eine Zielwahl angeführt werden, Aufklärung leisten, wenn sie einen analytischen Zugang wählen (vgl. Kraft 1951). Werturteile bestehen aus sachlich feststellbaren Tatsachen, die mit einem Prädikat ausgezeichnet werden, und sie enthalten eine präskriptive Erwartung an die Adressaten, sich damit zu identifizieren und sich entsprechend zu verhalten (Realitätsbezug \Leftrightarrow Bezugnahme auf Prinzipien \Leftrightarrow Präskriptive Erwartung). Um welche Tatsachen es sich handelt, kann

objektiv im Sinne intersubjektiver Nachprüfbarkeit dargestellt werden. Ebenso, mit welchen Wertprädikaten Sprecher bestimmte Sachverhalte auszeichnen und welche Motive einer Prädikation zugrunde liegen (vgl. Albert 1966, 214). Zum Beispiel lässt sich in der Frage der Frauenordination sowohl die Position des Vatikans hinsichtlich der historischen Entwicklung der Zulassung von Frauen zum Weiheamt analysieren und beschreiben wie die Lesart feministischer Theologinnen. Man kann verständig erklären, wie beide die relevanten Sachverhalte (historische Daten) verstehen und die Weise bewerten, wie darauf im Verlauf der Kirchengeschichte wertend Bezug genommen wurde und welche normative Position heute gefordert wird. Es lassen sich also zunächst die möglichen letzten Motive rekonstruieren, die zu der einen oder anderen Position führen. Im Rahmen der Bewertungen der Sachverhalte wird aber unweigerlich die Position vertreten: „*Die heutige Praxis des Umgangs mit der Frauenordination in der katholischen Kirche ist ungerecht*“. Diese Aussage müßte, Weber folgend, als sogenanntes „letztes Axiom“ auf einen Platz außerhalb der Wissenschaft verwiesen werden. Dieses Werturteil lässt sich aber auch analytisch behandeln und der Diskussion zugänglich machen, wenn der Satz wie folgt zerlegt wird (zum Prinzip vgl. Kraft 1951): „*Die heutige Praxis des Umgangs mit der Frauenordination in der katholischen Kirche ist so beschaffen, daß sie auf bestimmten Prinzipien beruht, die heute Anspruch auf Zurückweisung erheben können*“. Der empirische Anteil der Aussage bezieht sich auf die „heutige Praxis“ und bestimmte „Prinzipien“. Wie die Praxis ist und auf welchen Prinzipien sie beruht, lässt sich darstellen. Der norma-

tive Teil bezieht sich auf die *Geltung* der Prinzipien. Angenommen, als Prinzip wird die geltende Praxis zur Zeit Jesu angeführt, sollten *kontextuell* arbeitenden Theologen dann nicht schlußfolgern dürfen: „Dieses Prinzip ist im Kontext seiner Zeit zu verstehen. Es ist heute theologisch nicht zwingend. Die Verbundenheit mit der Überlieferung wird nicht verletzt, wenn dieses Prinzip heute anders definiert wird“?

Auf diese Weise entsteht kognitiv Freiheit, in einem theologisch-hermeneutischen Diskurs Handlungspraxen zu überdenken. Zudem lässt sich ein Verständnis von „Objektivität“ vermeiden, das als Teilnahmslosigkeit gegenüber allem faktischen Handeln in der Praxis erscheint (vgl. Strauss 1953). Auch eine solche Teilnahmslosigkeit ließe sich im übrigen als eine bestimmte Perspektivität der Wahrnehmung rekonstruieren, die auf Motiven beruht. Wenn der Entdeckungs- und Verwertungskontext organisch mit dem Begründungszusammenhang einer Untersuchung verbunden wird, gehören die Motive, zu einem bestimmten Zeitpunkt in einem bestimmten Kontext diese oder jene Fragen zu stellen und zu untersuchen, nicht zum „vorwissenschaftlichen“ Bereich. Was den Verwertungszusammenhang betrifft, steht die analytische Diskussion von Werturteilen der Gewinnung kognitiv-informativer Aussagen nicht entgegen, sie dient vielmehr demselben Zweck, nämlich den Entscheidungscharakter von Handlungen bewußt zu machen und die Basis für eine verantwortete Entscheidungsfindung zu erhöhen, indem eben auch die Qualität der Urteile überprüft wird. Ein empirisches Wissenschaftsverständnis, das solche „letzten Axi-

me“ hinsichtlich des Entdeckungs- und Verwertungszusammenhangs von der kritischen Analyse ausnimmt, kann vor der Einsicht nicht bestehen, daß Interessen „geleitet“ sind und eine Steuerungsfunktion für Erkenntnisse haben.

6. *Schluß*

Wenn wir die Analyse der Praxis von Religion und Kirche als Grundlage für die Vorbereitung von Veränderungen begreifen, ist eine kognitiv-informative Theorie unverzichtbar, die das Ziel verfolgt, *zu beschreiben, zu verstehen und zu erklären*. Eine empirisch orientierte Praktische Theologie, die sich über die Kontextualität ihrer eigenen Erkenntnis Rechenschaft ablegt, kann dazu einen Beitrag leisten.

Im Vergleich mit anderen Strömungen innerhalb der Praktischen Theologie begründet und präsentiert sie dieses Wissen stärker analytisch und weniger optativ. Gleichwohl gibt es einen *Auslöser* dafür, wie dieses Wissen zustandekommt – und damit implizit ein *Ziel*. Im Herangehen an Probleme liegt

immer auch die Antizipation einer bestimmten Praxis zugrunde, einer Praxis, von der das theologische Interesse der empirisch orientierten Praktischen Theologie seine Begründung bezieht. Die Antizipation gehört expliziert. Daher sind die rationale Rekonstruktion der Entdeckung des Problems und die Einflußnahme auf den Wirkungszusammenhang keine Ausschmückung der eigentlichen Forschung. Sie geben letztlich zu erkennen, worin die Forschung ihren „Sitz im Leben“ hat. Das Spezifische einer praktisch-theologischen empirischen Forschung ist gerade in ihrem hermeneutisch-theologisch entwickelten Problembezug nachzuweisen. Darin kommt die gesamte theologisch motivierte Normativität zur Geltung, und zu ihr steht alle Empirie *in Funktion*. Eine Erwartung an die empirisch orientierte Praktische Theologie kann allerdings nicht befriedigt werden, nämlich die, *konkrete Handlungsanweisungen* zu geben. Das hieße nämlich, universalistische Lösungen für partikulare Situationen anzubieten – ein Modell, das zum Scheitern verurteilt ist. Dies zu leisten, wird den Handelnden in der Praxis selbst zugetraut und zugemutet.

Literatur

- Albert H. (1956), Das Werturteilsproblem im Lichte der logischen Analyse; in: Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft, 112 (1956), 410–439
- Albert H. (1966), Theorie und Praxis. Max Weber und das Problem der Wertfreiheit und der Rationalität; in: H. Albert/E. Topitsch (Hg.), Werturteilstreit, Darmstadt 1979, 200–236
- Bucher A.A. (1994), Einführung in die empirische Sozialwissenschaft, Stuttgart
- Daiber K.-F. (1977), Praktische Theologie als Handlungswissenschaft, München/Mainz
- Erdmann H.W./Petersen J. (1979f), Strukturen empirischer Forschungsprozesse (Vol. I & II), Kastellaun
- Fürst W. (1986), Praktisch Theologische Urteilskraft, Zürich/Einsiedeln/Köln
- Heitink G. (1993), Praktische Theologie, Kampen
- König R. (1964), Einige Überlegungen zur Frage der Werturteilsfreiheit bei Max Weber; in: H. Albert/E. Topitsch (Hg.), Werturteilstreit, Darmstadt 1979, 150–188
- Kehl M. (1992), Die Kirche. Eine katholische Ekklesiologie, Würzburg
- Klostermann F./Zerfaß R. (Hg.) (1974), Praktische Theologie heute, München 1974

- Kraft V. (1953), Wertbegriffe und Werturteile; in: H. Albert / E. Topitsch (Hg.), Werturteilsstreit, Darmstadt 1979, 44–63
- Kriz J./Lisch R. (1988), Methodenlexikon, München / Weinheim
- Lämmermann G. (1981), Praktische Theologie als kritische oder als empirisch-funktionale Handlungstheorie?, München
- Luther H. (1992), Religion und Alltag. Bausteine zu einer Praktischen Theologie des Subjekts, Stuttgart
- Meinefeld W. (1995), Realität und Konstruktion. Erkenntnistheoretische Grundlagen einer Methodologie der empirischen Sozialforschung, Opladen
- Mette N. (1978), Theorie der Praxis, Düsseldorf
- Mette N. (1984), Von der Anwendungs- zur Handlungswissenschaft; in: Fuchs O. (Hg.), Theologie und Handeln, Düsseldorf, 50–63
- Mette N./Steinkamp H. (1983), Sozialwissenschaften und Praktische Theologie, Düsseldorf
- Popper K. (1994), Alles Leben ist Problemlösen, Darmstadt
- Rössler D. (1994), Grundriß der Praktischen Theologie, Berlin (1994)
- Schüller B. (1980), Die Begründung sittlicher Urteile, Düsseldorf (1980)
- STEGON (1984), Aandachtspunten voor de beoordeling van praktisch-theologisch onderzoek in de tweede geldstroom (paper van de werkgemeenschap praktische theologie binnen STEGON)
- Steinkamp H. (1994), Solidarität und Parteilichkeit, Mainz
- Strauss L. (1953), Die Unterscheidung von Tatsachen und Werten; in: H. Albert / E. Topitsch (Hg.), Werturteilsstreit, Darmstadt 1979, 73–91
- Van der Ven J.A. (1984), Unterwegs zu einer empirischen Theologie; in: Fuchs O. (Hg.), Theologie und Handeln, Düsseldorf, 102–128
- Van der Ven J.A. (1990), Entwurf einer Empirischen Theologie, Weinheim / Kampen
- Vollmer G. (1993), Gelöste, ungelöste und unlösbare Probleme. Zu den Bedingungen wissenschaftlichen Fortschritts; in: Vollmer G. (Hg.), Wissenschaftstheorie im Einsatz, Stuttgart, 183–210
- Weber M. (1904), Die „Objektivität“ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis; in: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre (J. Winckelmann Hg.), Tübingen, 146–214
- Weber M. (1918), Über den Sinn der „Wertfreiheit“ der soziologischen und ökonomischen Wissenschaften; in: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre (J. Winckelmann Hg.), Tübingen, 489–540
- Weber M. (1919), Wissenschaft als Beruf, in: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre (J. Winckelmann Hg.), Tübingen, 582–613
- Ziebertz H.-G. (1994), Religionspädagogik als empirische Wissenschaft, Weinheim 1994
- Zottl A. (Hg.), (1986–88), Wege der Pastoraltheologie (3 Bde.), Eichstätt
- Zottl A. (1994), Pastoraltheologie als wissenschaftliche Reflexion kirchlichen Handelns; in: Konferenz der bayerischen Pastoraltheologen (Hg.), Das Handeln der Kirche in der Welt von heute, München, 191–227 (Titel differiert zw. Ivz. und Aufsatz)